

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 17

18. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 15. September 1954

Christliche Besinnung

Zum 76. deutschen Katholikentag: Sein Zusammenhang mit den letzten Katholikentagen der Nachkriegszeit — *Der Plan*: Die Brücke vom Glauben zum Leben zu schlagen — Die *Mängel* in der Ausführung: 1. Ihr «sollt» oder ihr «werdet» meine Zeugen sein? — Die Bischöfe — Professor Dessauer — 2. Der «professorale» Zug und das Zeugnis des Ostchristen. — 3. Störende Doppelgeleise — *Zuviel Massenveranstaltungen?* — Die Kritik des «Rheinischen Merkur» — Bedenken dagegen: Die Intellektuellen sind einseitige Kritiker — Die Zeit verlangt Erlebnis der Weltkirche — Die rätselhafte Seele der Deutschen von aussen gesehen: französische Stimmen: Rythmes, Le Monde, La Croix und der deutsche Katholikentag — *Fulda ein Prüfstein.*

Ex urbe et orbe

Die Katholiken in Italien: Das Erbe der Popolari — die antikommunistische Einheitsfront — Nachteile dieser Politik führen zur Krise 1953 und zum Aufbrechen der *Richtungen*: In der Jugend: Eindringen der französischen Linkstendenzen — im sozialen Bereich: Spannung Rom - Mailand — in der Politik: vier Tendenzen — die Kommunisten erspähen die Lücke — die selbstlosen Kräfte müssen noch warten.

Oekumenisches

Anglikaner und Katholiken: Die Rolle der Anglikaner in der protestantischen Oekumene — Haltung gegenüber Rom seit Newman — zu den Katholiken auf dem Kontinent und zu den Katholiken Englands — Die *heutige Lage*: Diskussion im Tablet — P. Stephenson's wichtige Unterscheidung — Tendenz zu ablehnender Haltung in der *offiziellen Leitung*: Fisher, der gegenwärtige Primas — Canon Douglas' Rücktritt — Das neue marianische Dogma — Das Dilemma der *katholisch orientierten Gruppe* — ihre Heimatlosigkeit — möglicher Ausweg?

Soziologie

Die Frau in den Vereinigten Staaten: Was «man» von der Amerikanerin weiss — das Frauenideal der Amerikaner und seine Wandlung — Frau und Berufstätigkeit — *amerikanisches Eheideal* — wenig Familienzusammenhalt — Familie rationalisiert — *Frau und Heim* — gesellschaftliche Stellung.

Russland

Kirchen und Religionen in der Sowjetunion: stabilisierte Lage — Doppelberufe der Geistlichen — Rein religiöse Beschränkung — der *Religionsunterricht* — Ausnützung der Kirchen für die Aussenpolitik — für die Innenpolitik — Ihre Staatsabhängigkeit — die Gotteshäuser — Primat der russisch-orthodoxen Kirche — Zahl der Kirchen — Alexis.

Caritas

Ein Handbuch der katholischen geschlossenen Fürsorge: Ueberblick über die Schweiz — theologische Deutung und andere Beiträge.

Deutschland:

Fulda 1954

Es bleibt über die deutschen Katholikentage ein Schleier gebreitet. Er verbirgt ein Geheimnis, das man sich scheut aufzudecken. Vielleicht wäre es unverschämt — vielleicht würde man etwas sehr Zartes damit zerstören; eben etwas, das nur unter dem Schleier leben kann und — aufgedeckt — zerfällt, ohne sein Geheimnis zu verraten. Trotzdem! Man wird den deutschen Katholikentagen niemals gerecht werden können, wenn man um die Existenz dieses Geheimnisses (nicht um seine Entschleierung) nichts weiss und darum soll darüber am Beispiel Fulda, dem 76. deutschen Katholikentag, der die ersten Tage im September stattfand, eine Erwägung angestellt werden.

Es war dies der fünfte Gesamtdeutsche Katholikentag nach dem Zusammenbruch. Voraus ging Mainz 1948, das grosse Erwachen aus Katakombenzeit: «Deutschland Missionsland»;

Bochum 1949: ein stark politisch-sozialer Zug beherrschte es; es war ein Vorstoss über die rein kirchlichen Grenzen hinaus in den weltlichen Raum aus christlicher Entscheidung der Laien: Europapolitik, Mitbestimmungsrecht; Passau 1950: marianisch getönt, barock glänzend und überladen, ein wenig romantisch — wenig konkret; eine gewisse Krise war unverkennbar: man vollzog eine fast bruske Wendung zum Rein-Religiösen, und man wollte von nun ab nur jedes zweite Jahr einen Katholikentag abhalten. Berlin 1952 die grosse Begegnung von Ost und West. Bei allem Schmerz über die politische Zerrissenheit das Erlebnis, im Glauben ein unzerreissbares Band zu haben, das beide Teile vereint. Man konnte diese Wirklichkeit des Glaubens greifen, sehen — man hatte ihren Geschmack auf der Zunge: Gott lebt: ein stark religiöses konkretes Erleben mit leisem aber unverkennbarem Hinüberbeben in das Weltlich-Politische. Und nun also Fulda.

Fulda sollte nach dem Plan der Leitung der Anstoss sein, die Kluft zwischen *Glauben und Leben* zu überwinden. Unter dem Motto «Ihr sollt mir Zeugen sein» sollte ein mächtiger Appell ausgehen, alle Lebensgebiete bis in die kleinsten Handlungen des Alltags mit christlichem Geist zu erfüllen. Auf dieses Ziel waren die öffentlichen Reden von der ersten bis zur letzten abgestellt: Die Wahrheit nicht nur glauben, nicht nur mit dem Mund bekennen – sondern sie *tun*; also Gottes Tun *in uns*; in seiner Kirche als Ganzem und in den einzelnen Gliedern der Kirche. Kurzum die Offenbarung Gottes als heutige «lebendige» Offenbarung, seine fortgesetzte Menschwerdung. So sollte das, was in Berlin aus den konkreten Umständen jener Begegnung erlebt worden war, jetzt bewusst erfasst werden und als Vorsatz und Aufgabe, erweitert auf alle Lebensgebiete, in die Seelen sich einsenken. Dementsprechend waren auch alle Arbeitsgemeinschaften, die die dreissigtausend Teilnehmer des ersten Teiles dieser Tagung beschäftigten, auf den Gedanken «Zeugen Christi» in verschiedenen Sachgebieten abgestellt. Das war der Plan in seinem wesentlichen Kern.

Es wäre gewiss gut gewesen, wenn man diesen Plan eindeutig und klar durchgeführt hätte, unter Weglassung alles dessen, was seine sauberen Konturen verwischen konnte.

Ein Bild wäre dann entstanden von ungeheurer Eindrucks-mächtigkeit: die gottentlaufene Welt von heute ringend in West und Ost (bereits von den Teilnehmern der Arbeitsgemeinschaften waren über die Hälfte aus der deutschen Volksrepublik) mit den Problemen der neuen Zeit, denen sich keiner entziehen kann. Darin die Kirche als Zeuge des sich erbarmenden Gottes: völlig ungenügend, diese Aufgabe zu erfüllen, wenn man ihre menschliche Seite betrachtet; erschreckt und verzweifelnd ob eines derartigen Auftrages. Aber *getröstet* durch die Gegenwart Christi: *sicher*, dass ihr das Zeugnis in der Schwäche gelingen wird; zur letzten Kraftanstrengung in diesem christlichen Vertrauen bereit – um das Zeugnis zu *finden*, denn es liegt nicht gebrauchsfertig bereit, es kann nicht wie ein Abzeichen einfach auf den Rockaufschlag gesteckt werden; aber doch – trotz aller Ehrfurcht vor der Eigengesetzlichkeit aller Sachgebiete, die ja an sich auch ein Stück göttlichen Willens verkörpern – zugleich mit jener *beschwingten Sorglosigkeit*, die uns der Herr empfohlen für unser Zeugnis in schwieriger Lage, wenn wir selbst keinen Schritt vorwärts sehen in dem Nebel: «Nehmt euch im Herzen vor, euch nicht im voraus um eure Verteidigung (euer Zeugnis!) zu sorgen; denn ich will euch Rede und Weisheit geben, der alle eure Widersacher nicht werden widerstehen noch widersprechen können.»

In Wirklichkeit aber war von diesem Impuls zum kühnen Einsatz aus christlichem Vertrauen und dem Bewusstsein, als Zeuge für eine uns unbegreiflich übersteigende Wirklichkeit – eine Person – für Gott, der sich gültig nur selbst bezeugen kann – berufen zu sein, nicht allzu viel zu spüren. Das hatte mehrere Ursachen:

Erstens legte man zuviel Gewicht auf den «Befehl», auf das «Ihr sollt», ohne genügend dieses «Sollen» aus dem Bewusstsein des «Seins» zu erhellen. Eine Ausnahme von dieser Regel bildeten – abkürzend gesagt – die Predigten der Bischöfe jeweils am Morgen, die von der Kirche als Zeugnis handelten. Sie waren packend, konkret, scheuten auch vor den dunklen Farben nicht zurück, und sie waren für jedermann verständlich; sie griffen ineinander von Predigt zu Predigt. Sie waren in sich selbst Zeugnis und nicht nur Rede *über* das Zeugnis. (Sie hatten bloss den einen Fehler, dass die gewaltige Menge, die jeden Morgen um 7 Uhr früh den Dom füllte, auf der Kanzel nur einen schwarzen tönenden Stab sah, während der Bischof selbst – ich weiss nicht wo – jedenfalls den meisten verborgen blieb.) Eine zweite Ausnahme bildete ohne Zweifel Prof. Des-

sauers grosse Rede, die ein sehr schönes, tiefes und persönliches Zeugnis für das «laborando orare» dieses grossen Gelehrten (Philosophen und Physikers) darstellte. Vielleicht griff es nicht ganz in unsere heutige Zeit im Lebensgefühl, das es spiegelte. Aber seine Echtheit war unverkennbar. Man sprach und diskutierte nachher darüber, ein Zeichen, dass das Zeugnis «angekommen».

Zweitens war eine gewisse «Wissenschaftlichkeit» ein Hemmnis. Nicht nur in dem Sinn, dass man mehr – wie eben gesagt – über das Zeugnis dozierte, als dass man selbst ein Zeugnis ablegte, sondern auch in dem Sinn, dass man allzusehr im Allgemeinen und abstrakt Grundsätzlichen, im Überzeitlichen verweilte, ohne in das Konkrete genügend herabzusteigen – und wo man dies versuchte, war es oft unsicher und manchmal unglücklich. Dies gilt – jedenfalls zum Teil – auch von den Arbeitsgemeinschaften.

Schliesslich bestand das Zeugnis Christi doch in seiner Menschwerdung, mehr als in einer abstrakten Lehre; in seinem Eingehen in die Geschichte. Alle Wissenschaft in Ehren und der Prinzipien werden wir niemals entraten können. Ein Bekenntnis zu ihnen, so wie wir sie aus der Natur (der Schöpfungsordnung Gottes) und der Offenbarung kennen, gehört wesentlich *zum* katholischen Zeugnis aller Zeiten. Gerade das unterscheidet uns sogar von vielen Protestanten. Aber das darf doch niemals das Ein und Alles – ja nicht einmal der Kern des christlichen «Zeugnisses» sein. Auch die blosser Anwendung des Allgemeinen auf das Besondere macht noch nicht das Zeugnis aus. Zeugnis ist doch wesentlich immer erst dort, wo Person sich persönlich zu Person in wesentlicher Sache bekennt – und gerade das ist mit Prinzipien, Abstraktionen, Allgemeinbegriffen allein nicht mehr zu fassen.

So geschah es denn, dass gerade die vielen Teilnehmer des Ostens weithin das Empfinden hatten, man rede – wie einer mir sagte – von Dingen, die *ihnen* nichts zu sagen hätten. Sie fanden die Brücke nicht, die in ihre Wirklichkeit führt. Gewiss war es für diese in apokalyptischer Situation lebenden Menschen gut, einmal vorerzert zu erhalten, wie ein normales und freies Christentum um eine «rechte Ordnung» ringt und nicht nur von persönlicher Gewissensentscheidung «charismatisch» lebt. Aber sie sahen in den Theoremen nicht «den Herrn», der sie anblickte und ihnen sagte: *mir* sollt ihr Zeugen sein. Das gab ihnen das Gefühl – ich würde es nicht schreiben, wenn ich es nicht vernommen hätte –, hier im Westen «Bürger zweiter Klasse» zu sein – wohlgemerkt: bei aller ausdrücklichen Anerkennung der vielfachen Liebe, mit der man sie aufgenommen und sich ihrer annahm. Aber *ihre* Fragen kamen nicht gross zur Sprache – es waren sehr konkrete Fragen – und wenn einer sie stellte, dann war bei den westlichen Brüdern eine gewisse Nervosität und Unsicherheit unverkennbar. Begreiflich, gewiss. Denn es waren auch Spitzel aus der Volksrepublik da, und es gab Fangfragen, die sie stellten. Aber doch nicht richtig für einen Tag des Zeugnisses, wenn die «Hauptzeugen» mit Schrecken und nur zaghaft angehört werden und wenn – wegen ein paar Spitzeln – man im Westen offensichtlich nur halbes Zeugnis wagt, eben weil man «im voraus sich um die Verteidigung sorgt».

Drittens – und das ist mehr technischer Natur – blieb man nicht sauber beim Thema des Zeugnisses. Da gab es eine Menge ablenkender Nebenveranstaltungen und da gab es noch eine zentrale Marienweihe wegen des marianischen Jahres. Man suchte natürlich nach Brücken von Zeugnis zu dieser Weihe und fand sie auch: Maria als Vorbild des Zeugnisses, Maria als Typus der Kirche und so fort. Trotzdem verwischte psychologisch die Marienweihe den Eindruck des Hauptthemas. So gut und schön und eindrucksvoll sie auch an sich sein mochte, sie nahm dem Zeugnisgebensollen in dieser Situation und so, wie sie tatsächlich sich abspielte, etwas von seinem Ernst. Das musste nicht unbedingt sein, aber tatsächlich standen das The-

ma vom Zeugnis und die Weihe an Maria mehr nebeneinander, als dass sie sich gegenseitig verstärkt hätten.

*

Vielleicht wird man denken: diese in ihrer Kürze mehr skizzenhafte und kaum dokumentierte Kritik in der Öffentlichkeit und noch dazu in einer ausländischen Zeitschrift sei unangebracht. Sie wäre es, wenn sie nicht einen Zweck verfolgte, der ganz positiv ist:

Noch ehe der Katholikentag begonnen, nahm die grösste und bedeutendste katholische Wochenzeitung Deutschlands (der «Rheinische Merkur») in einem Artikel ihres Chefredaktors gegen die Praxis Stellung, alle zwei Jahre einen Katholikentag abzuhalten. Die Perfektion der Planung, Vorbereitung und Durchführung von Massenveranstaltungen habe sich praktisch durch ihre Häufigkeit (es gibt neben den allgemeinen Katholikentagen noch partielle mit ebenfalls zehn- und hunderttausend Teilnehmern und daneben Pilgerzüge in grosser Zahl) und – «vielleicht etwas fragliche» – Protestmassenversammlungen und Demonstrationen bei entsprechenden Anlässen, wie der Schulfrage in Niedersachsen). Dazu komme noch, dass die weitgespannten Zielsetzungen der allgemeinen Katholikentage (nämlich alle Lebensgebiete wegweisend zu erfassen) in dem kurzen Zwischenraum von zwei Jahren nicht realisiert werden könnten. Daher komme es, dass man im Allgemeinen stecken bleibe und den Anschein erwecke, immer das gleiche zu sagen. Auch würde durch die Organisierung dieser häufigen Massenveranstaltungen das permanente «Zentralkomitee der deutschen Katholiken» in seiner Arbeit der «geistigen Integration, der Anregung und der nachhaltigen Ausstrahlung in die einzelnen Werke und Verbände» so behindert, dass es dieser seiner – wichtigeren – Aufgabe nicht recht genügen könne. Der Artikel will keineswegs gegen die Katholikentage überhaupt Stellung nehmen; er möchte nur den Vorschlag unterbreiten, dass man – abgesehen von besonderen Ausnahmefällen – den zweijährigen Rhythmus durch einen fünfjährigen ersetzen sollte zugunsten einer «Intensivierung der Kleinarbeit, der Koordinierung der verschiedenen Werke unter der geistigen Leitung des Zentralkomitees und der Aufforstung der Bildungsarbeit».

Das ist gewiss ein kluger und auch massvoller Vorschlag – und wie wir oben sahen, bestätigt der tatsächliche Ablauf der Fuldaer Tage nachträglich die Prognosen des «Rheinischen Merkur». Es ist die alte – in der heutigen Zeit aber dringlicher denn je werdende Frage nach der richtigen Mischung von Einzel- und Kleinarbeit, einerseits und grossen Massenerlebnissen andererseits. Beide sind grundsätzlich zu bejahen und die katholische Kirche wird nie auf die grossen Kundgebungen verzichten, solange sie und wo sie frei sich entfalten kann. Denn diese Kundgebungen sind ein Ausdruck sowohl wie ein Erziehungsmittel für das Bewusstsein ihrer Katholizität. Sie ist eine Weltkirche, die nicht nur viele Einzelne umfasst und als Einzelne mit Jesus Christus verbindet, sondern sie ist zugleich ein Ganzes, das als solches mit Gott verbunden werden muss: eben die Gemeinschaft der Gläubigen, die Braut Christi, das Volk Gottes. Man wird es anerkennen müssen, dass gerade die Schlussversammlung von Fulda, in der Zeugen aus aller Welt, Chinesen, Inder, Afrikaner usw. kurze packende Zeugnisse ablegten – trotz aller etwas revuehaften Aufmachung im Einzelnen –, dieses katholische Einheitsbewusstsein wirklich lebendig an die Versammelten heranbrachte. Wer da unter den jungen Leuten stand und sah, wie junge Männer des Ostens und Westens Tränen in den Augen ihre zum Gebet verschränkten Hände nicht mehr auseinanderbrachten – wird gerade hier den Wert solcher Veranstaltungen nicht mehr betreiten wollen. Von der hier erfahrenen Wirklichkeit werden diese Männer in den Stunden der Einsamkeit und des Alleinstehens im Alltag zehren: Sie gewinnen ein Verhältnis zum menschgewordenen Gott, der in den Brüdern leidet und siegt, wie es ihnen eine «Bildungsarbeit» niemals wird vermitteln können.

Vielleicht – dachte ich – sind wir Intellektuellen doch zu sehr Rationalisten. Wir suchen jeweils zuerst den Verstand zu belehren, dann soll der Wille in Bewegung geraten und daraus die Tat erfliessen. Das allein ist des vernunftbegabten Geschöpfes würdig. – Unser Herr wirkte zuerst ein Wunder, das ein den ganzen Menschen verwirrendes Erlebnis vermittelte: er vermehrte Brote und sättigte tausende. Dann «lehrte» er und sprach vom Brot des Lebens. Zwar sprach er von der Notwendigkeit des Kreuztragens vor seinem Leiden, aber nur kurz und nicht eingehend. Dann starb er und erschütterte bis auf den Grund den Glauben seiner Jünger und erst dann erklärte er ihnen die Propheten und dass es so sein «musste». – Lebenswahrheiten und Lebenswerte werden lebendig erst nach und durch das Erleben in den Menschen aufgenommen.

Dazu kommt unsere besondere Zeitsituation. Trotz allem sich noch aufbäumenden Nationalismus und vielleicht auch Individualismus, an denen gewiss auch ein richtiger Kern ist und hinter denen sich ein sehr echtes Anliegen verbirgt, ist das grosse Erlebnis unserer Zeitepoche doch die Einheit der Menschen. Dahin drängt mit unheimlicher Macht die Entwicklung. Das lässt uns die tatsächliche Zerrissenheit um so schmerzlicher empfinden. Das ist gewiss der Moment, in dem – trotz aller Gefahren, die damit *auch* verbunden sind – die Einheit, Umfassendheit und Allgemeinheit der Kirche erlebt werden *kann* wie nie zuvor, erlebt und betont werden *muss*, mehr denn je. Das rechtfertigt – so möchten wir glauben – eine häufigere Veranstaltung von Grosskundgebungen, als dies vielleicht «an sich» der Menschennatur in der zeitlosen Glasglocke unseres Verstandes entsprechen würde. – Natürlich ist damit *nicht* gesagt, dass deshalb die Kleinarbeit vernachlässigt werden dürfte; aber die Grenze, wo ein Zuviel an Grossveranstaltungen beklagt werden muss, wird doch dadurch vom an sich sein. Sollenden Punkt beim heute tatsächlich Vorhandenen zugunsten der Grossveranstaltungen zu verschieben sein.

Und endlich ist noch «*der Deutsche*» zu betrachten, insofern er sich von anderen Völkern unterscheidet: Die noch junge, hervorragende französische Wochenschrift «*Rythmes*» (2. Jahrgang Nr. 30; Auflage über 8000) brachte einen langen Artikel über den Fuldaer Katholikentag. Bei aller Anerkennung und Bewunderung, die der Verfasser der wahrhaft religiösen Atmosphäre dieser Tage zollt, beunruhigt ihn doch «gelegentlich» die «Geduld dieses einfachen und gläubigen Volkes». Warum? «Weil sie die Gefahr einschliesst, eine gar grosse Passivität und eine immense Verfügbarkeit zum Ausdruck zu bringen». Die Pariser Zeitung «*Le Monde*» hat den gleichen Gedanken noch schärfer hervorgehoben, wenn sie meint, der Katholikentag habe mit seinen einerseits so überaus langen und «professoralen» Reden und andererseits mit seinem grenzenlos geduldigen und empfänglichen Volk zwei wesentliche Seiten der «Deutschen» ans Licht gestellt, die miteinander im verborgenen Kampf liegen; denn eigentlich verlangt diese geduldige Masse nach dem Demagogen und wo er erscheint, wird er den Professor immer überspielen. Das mag überspitzt gesagt sein – von diesen katholischen Menschen in Fulda gilt es sogar ganz gewiss nicht. Ein Grossteil von ihnen widersteht ja zur Zeit der Demagogie. Aber etwas von der geduldig östlichen Seele wohnt tatsächlich im Deutschen und lässt ihn weit weniger rasch und spontan reagieren und protestieren als den westlichen Menschen. Das gibt ihm den Anschein von Dumpfheit, von knetbarer Masse – vielleicht aber ist es eher Bedächtigkeit und sogar Tiefe.

Auch «*La Croix*», die grosse Pariser katholische Zeitung, verwundert sich über den Gegensatz von langen, hohen, professoralen öffentlichen Vorträgen und dem bewundernswert gläubigen, tiefsten, solid und männlich frommen und «vor allem unendlich sanft geduldigen Volk, das manchmal an die Geduld des leidenden Herrn denken liess». Die Zeitung glaubt, den Ausgleich von Protestversammlung und Demonstration der eigenen Kraft, die in der Kulturkampfzeit den An-

lass zu Katholikentagen gaben und sie hervorriefen, also ihr historisches Erbe einerseits und die Absicht, das persönliche Gewissen (in Reaktion auf das moderne Herdentum und in bewusster Vermeidung aller auch äusserlichen Ähnlichkeit mit nationalsozialistischen Massenkundgebungen) zu finden anderseits sei hier zwar versucht – aber nicht gefunden worden. Es ist an dieser Überlegung gewiss auch viel Richtiges. Vielleicht sogar mehr noch in den sogenannten Arbeitskreisen als in den öffentlichen Versammlungen. Sie schwanken von Bildungskursen zu Aussprachen und zurück, wobei die Bildung – wenigstens in den mehr weltlichen Sachbereichen – stark in Gefahr kommt, von Organisationen, Verbänden und Partiformationen beherrscht und monopolisiert zu werden, die zwar gewiss eine katholische Ausdrucksform, nicht aber die einzig mögliche darstellen.* So sehr daher die blossen Kundgebungstage allein nicht genügen – es wäre ein grosser Verlust, wollte man wegen der auftauchenden Schwierigkeiten die Arbeitskreise ganz fallen lassen –, so erscheint doch ihre derzeitige Form nicht entsprechend für einen Katholikentag.

*

Damit haben wir einige der Punkte genannt, die an diesem Katholikentag zu bemerken waren: Masse und Einzeler, Ost und West, Organisation und personales Gewissen – es wären noch andere zu nennen: z. B. Katholiken und Protestanten.

* Die nicht katholische «*Deutsche Zeitung*» (Wochenschrift) schreibt dazu: Ein prominenter Katholik meinte hernach drastisch, schliesslich sei es die Aufgabe der Christen, zu prüfen, ob die CDU-Mitglieder den Anforderungen, die an sie als Christen zu stellen seien, genügen. Nicht aber könnten umgekehrt eifrige CDU-Politiker prüfen, ob die Katholiken alle brav der «*Einheitsfront*» anhingen.

Italien:

Die Katholiken in Italien

Seit der unmittelbaren Nachkriegszeit gelang es den Katholiken in Italien, an der Führung des Landes hervorragenden Anteil zu nehmen. Eine vorwiegend politisch ausgerichtete Betrachtung muss tatsächlich diesen Eindruck gewinnen. Trotzdem entspricht er der tatsächlichen Wirklichkeit nicht. Denn trotz des zahlenmässigen Übergewichtes der Katholiken, trotz der absoluten Mehrheit ihrer Kammervertreter und endlich trotz des auf die Regierung ausgeübten Einflusses, stand das Land weiterhin unter einer laisierten Leitung.

Für diese nationale Ausrichtung ist vor allem entscheidend, dass die Katholiken mit der Bildung der Christlich-Demokratischen Partei und der Bestimmung ihrer politischen Linie die einstige Popolari-Partei neu aufleben liessen. Um diese Wiederaufnahme lebensfähig zu erhalten und ihr im politischen Leben Italiens den ersten Platz zu sichern, haben die katholischen Politiker sich dafür entschieden, mit allen andern demokratischen Parteien gute Beziehungen aufrecht zu erhalten. Nun aber sind diese im Fall Italien ausnahmslos, seien es die Republikaner, die Sozialdemokraten oder die Liberalen, extrem laizistisch orientiert.

Eine solche politische Haltung schien ausserdem geboten durch die Gefahr eines Überhandnehmens der Kommunisten oder der Rückkehr des Faschismus, so dass sie geradezu als ein funktioneller Faktor des Antikommunismus und Antifaschismus angesehen werden muss.

Freilich verringerten sich diese Gefahren, als in den Wahlen von 1948 (die der Christlichen Demokratie die absolute Mehrheit brachten) die Katholiken in der denkbar günstig-

Einerseits gab es sehr herzliche Begrüssungsworte von Seiten der Protestanten, die geradezu stürmisch (fast wie in Berlin) von den Katholiken begrüsst wurden, anderseits protestierte der bayrische evangelische Landesbischof heftig gegen die Weihe Deutschlands an Maria und von den katholischen Bischöfen war manches sehr ernste und nachdrückliche Wort gegen eine falsche «*Toleranz*» zu hören.

Im Ganzen, und das scheint uns das Wesentliche, gibt ein solcher Tag eine gewisse Übersicht über die zu lösenden Probleme, die diesem aus so vielen Gegensätzen zusammengesetzten deutschen Volk in seinem katholischen Teil aufgegeben sind. Die Übersicht wird nicht vorher vorbereitet und dann gut zubereitet dargeboten. Gerade das würde die wahren Fragen ja zumeist verdecken. Vielmehr treten die Fragen unvorbereitet und nur «*anlässlich*» des vorbereiteten Themas hervor, an die man zuvor vielleicht gar nicht gedacht hatte. Eben darin liegt die Bedeutung solcher Tage, sie sind Prüfsteine! Prüfsteine, ob man irgendwohin von der rechten Mitte abgeht, die niemand mathematisch errechnen kann. Sie sind für den Deutschen, der so leicht und gern ein Prinzip gegen alle Realität logisch durchdenkt und durchführt, von unschätzbare Bedeutung, weil sie ihm das Geheimnis seiner ganz unlogischen Wirklichkeit zeigen.

Wenn es dann auch noch starken Persönlichkeiten gelänge, auf alle an solchen Tagungen sich irgendwie äussernden Stimmen hellhörig zu lauschen und aus ihnen einen einheitlichen Chor mit starken Grundakkorden zu formen, dann würde das gewiss die Krönung der Katholikentage bedeuten. Aber solche Persönlichkeiten sind selten, sie wachsen auch nicht auf Tagungen – sie sind die Frucht stiller zäher Einzelarbeit, die lange braucht – sie werden aber die Tagungen niemals verachten.

M. G.

sten Lage waren, um dem Land eine dem christlichen Geist und der Lehre der Kirche konforme Leitung angedeihen zu lassen. Mit den damals erreichten Positionen war eine katholische Radikalisierung mehr als möglich geworden. In Wirklichkeit aber geschah nichts Neues: die Politik der «*guten Beziehungen*» liess man nicht fallen und das Zusammenleben mit den laizistischen Kräften dauerte an.

Die Funktionalität der Christlich-Demokratischen Partei in der Regierung neben den andern Parteien der Mitte hatte zur unvermeidlichen Folge, dass die Partei selbst sich abnützte, an Anhängern und Popularität verlor, im «*Lavieren*» zwischen den Meinungsverschiedenheiten der vier Parteien (d. h. neben Republikanern, Sozialdemokraten und Liberalen) versandete. Um gerecht zu sein, wird man aber auch bedenken müssen, dass 90 Prozent der Wähler der Christlichen Demokratie dieser nicht aus Glaubensverpflichtung oder im Sinn eines Bekenntnisses, sondern lediglich als Trägerin des Antikommunismus ihre Stimme gegeben hatten.

Erst nach den Wahlen von 1953 begannen die Zwistigkeiten unter den Katholiken. Einige waren völlig entmutigt und hatten alle Hoffnung aufgegeben, noch zu erleben, dass sich die Christliche Demokratie zu einem entschiedenen und energischen Kurs aufrufen werde. Alles sprach ja dagegen. Dazu kam noch, dass gegenüber dem immer bedrohlicheren Vorrücken der Kommunisten die «*Unzulänglichkeit der Christlichen Demokratie*», jenes einzudämmen und eine Gegenoffensive zu eröffnen, sich deutlich zeigte. Hingegen wuchs der Eifer auf

Seiten der *nicht politischen Katholiken*, die in der Katholischen Aktion und in andern katholischen Organisationen zusammengeschlossen waren, ein Eifer, der letztlich in das offene Begehren ausmündete, eine «*nationale Union*» zu begründen, die interparteilich die Katholiken aller Parteien vereinen sollte.

Eine derartige Union muss sterben noch ehe sie geboren! Tatsächlich befanden sich einige ihrer Inspiratoren und Begünstiger – offizielle Exponenten der Katholiken – im Augenblick, da sie verwirklicht werden sollte, in einer derart prekären Lage, dass sie es nicht wagen konnten, einen Gegenaltar zu errichten. Trotzdem blieb die Idee dieser verheissungsschwangeren Union intakt und bis heute lebendig. Und abgesehen von jeder Konkretisierung kann es wohl geschehen, dass die Katholiken, sei es als katholische, sei es als politische Streiter, die für die Bekämpfung des Kommunismus unerlässliche Einheit nicht aufbringen werden.

Die Richtungen...

Schliesslich hatte es den Anschein, als mangle es nicht nur an einer Koordinierung der Kräfte und an der einheitlichen Linienführung beim Handeln, vielmehr traten offene «Richtungen» zutage, und zwar sowohl bei den religiösen wie den politischen Kadern.

... in der Jugend

In den Reihen der Jugendgruppen der Katholischen Aktion (G.J.A.C.) kam es in den letzten Monaten geradezu zu einer Krise. Ohne Zweifel wirkten sich hier auch französische Einflüsse aus; das Phänomen einer «katholischen Linksproblematik», das in Frankreich allbekannt ist, griff auch auf Italien über, wo bedeutende katholische Männer seine Berechtigung verfochten. Zuerst suchten Dossetti, La Pira und andere dieses durch charismatische Lösungen zu überwinden, ihnen folgte Fanfani und seine Gruppe mit dem sogenannten «integralen Christentum», das sie nicht immer glücklich interpretierten.

Die jähe Erschütterung der G.J.A.C. wirkte sich auf den ganzen Umkreis der italienischen Katholischen Aktion aus, wo man zurzeit das Gleichgewicht wieder herzustellen sucht, um die Fäden in einem Gebiet wieder aufzunehmen, das eines der grössten Kraftreserven für den italienischen Katholizismus darstellt. Es ist aber noch nicht wieder gelungen, eine geschlossene Bewegung zu bilden, die nach Überwindung der Divergenzen und nach Verstopfung der durch die «Richtungen» entstandenen Lecke ihre Kader ordnen und nach einer einheitlichen Linie handeln könnte.

... im sozialen Bereich

Eine analoge Verwirrung trat bei den Arbeitern der Katholischen Aktion (A.C.L.I.) ein, die die zweite Reserve des Katholizismus darstellen. Auch auf diesem Gebiet verhindern verschiedene «Richtungen» ein einheitliches Vorgehen. Ein Graben, dessen Tragweite noch nicht vorauszusehen ist, scheint sich aufzutun zwischen den römischen und mailändischen Richtung und zwar zugunsten der zweiten, die stärker und besser geführt sein dürfte. Durch eine neue Inangriffnahme des Problems der Arbeit, durch eine intensiviertere aufgeschlossene Sozialpolitik auf christlicher Grundlage, ausgeführt von der Christlichen Demokratie, liesse sich wohl eine erneute – die so-

undsovielte! – Spaltung in Richtungen im Schosse der religiösen Vorkämpfer des Katholizismus vermeiden.

... in der Politik

So bleibt nur noch die Aufgabe, das politische Feld, in dem sich die Katholiken bewegen, zu prüfen. Innerhalb der Christlichen Demokratie finden wir hier wenigstens vier bedeutende Richtungen, die sich von der Rechten bis zur Linken, ohne auch nur in einem Punkt miteinander übereinzustimmen, bewegen. Pella und Togni haben bis heute eine Öffnung nach rechts vertreten. Scelba ist nach dem Tode De Gasperis der letzte Vertreter der Mitte; Fanfani und andere verfechten die «demokratische Initiative»; Gronchi folgte einer Öffnung nach links. Auf dem letzten Parteitag in Mailand hat Fanfanis Gruppe zwar die wichtigsten Parteistellen zu besetzen vermocht, die «Mitte» wurde weitgehend aufgegeben, aber noch bedeutsamer scheint es, dass die Rechte und die Linke innerhalb der Partei (Pella-Gronchi) miteinander Verbindungen aufnehmen, die sich noch einmal als äusserst fruchtbar erweisen könnten. Wie dem aber auch sei, sicher ist, dass wenn diese Richtungen in ihrer Ausgeprägtheit andauern sollten, sich daraus nur traurige Folgen ergeben werden. Wir meinen das nicht in bezug auf das christliche Ideal, das trotz der Verschiedenheit der Formen in allen lebendig ist, sondern bezüglich der neuesten kommunistischen Manöver, die aus einer so verwirrten Situation nur Vorteile ziehen können.

Denn es ist bekannt, dass die marxistische Taktik in Anpassung an die Gegensätze unter den Katholiken eine Taktik der Annäherung ist, die Togliatti auf Weisung des Kremls ausgerechnet im heikelsten Augenblick der Geschichte des politischen Katholizismus Italiens begann. Heute wenden sich die Kommunisten gern an die Katholiken, laden sie zu Diskussionen ein, infizieren sie mit ihren eigenen Ideen, und das kann ihnen eben deshalb gelingen, weil sie in ein augenblicklich erschüttertes und verwirrtes Terrain vorstossen. Sie wissen genau, dass die Kirche Roms die stärkste Kraft darstellt, die sich ihnen entgegenstellt, dass sie das Bollwerk bedeutet, das sie vergeblich seit Jahren berennen. Der Katholizismus hat sich bisher als unüberwindliche Kraft erwiesen, die jedem marxistischen Druck oder Angriff widerstand. Deshalb ziehen sie heute dem Angriff die Taktik des Hintergehens und der Verlockung vor, und sie haben sich dazu – es sei nochmals gesagt – den günstigsten Augenblick gewählt.

Wie haben die Katholiken auf dieses neue Manöver reagiert? Es scheint, wie schon oben angedeutet, dass die Christliche Demokratie vor allem die andern katholischen Organisationen endlich die Notwendigkeit der Koordinierung ihrer Kräfte erkannt haben und daran sind, in diesem Sinn entschiedene Schritte zu unternehmen: Vereinheitlichung der Richtungen, Überwindung der Gegensätze, eine gemeinsame Linie im Handeln. Aber freilich, zur Stunde bleiben alle diese schönen Vorsätze noch in einem embryonalen Stadium stecken, weil garstige Personalrücksichten immer noch eine grössere Rolle spielen als eine politisch und christlich gebotene Loyalität. Es fehlt nicht an uninteressierten, selbstlosen Persönlichkeiten. Diese aber sind im Augenblick noch gezwungen, im Schatten zu bleiben, weil die Mehrheit den Weg zu einer mehr als bloss möglichen Verständigung noch nicht zu finden vermochte oder ihn nicht beschreiten wollte. Nicola Di Girolamo

Anglikaner und Katholiken

Als eine Brücke zwischen der katholischen und griechisch-orthodoxen Kirche auf der einen und den verschiedenen non-konformistischen Kirchen auf der andern Seite betrachtet sich seit langem die anglikanische Staatskirche. Aus diesem Anspruch ergibt sich ihre bedeutende Rolle bei der Konferenz des Weltkirchenrates in Evanston.

Minneapolis

Bereits der Evanston vorhergehende internationale anglikanische Kongress in Minneapolis zeigte dies deutlich. Damals schrieb die «Times»: In Minneapolis versammelten sich die Vertreter «jener Kirchen in der ganzen Welt, deren liturgische und theologische Überlieferung sich von Canterbury herleitet und über welche Canterbury – wenn auch ohne jede gesetzgebende oder disziplinäre Autorität – doch ein Primat ausübt, das dem der britischen Krone über dem Commonwealth ähnlich ein Siegel der Einheit bedeutet». Die Eröffnung dieses zweiten pan-anglikanischen Kongresses (der erste war 1908 in London abgehalten worden) war eine feierliche Angelegenheit, bei der 13 Erzbischöfe und 214 Bischöfe unter den insgesamt 695 Delegierten in das Auditorium von Minneapolis einzogen. Man befasste sich mit dem «Zeugnis des gemeinsamen Glaubens», mit dem Problem der Wasserstoffbombe und mit anderen gemeinsamen Anliegen, die bei der nächsten Lambeth-Konferenz, 1958, zur Sprache kommen dürften.

Das Problem «Rom» stand nicht auf der Tagesordnung und es liegen keinerlei Anzeichen vor, dass in absehbarer Zeit eine versöhnlichere Stimmung gegenüber Rom Raum gewinnen könnte. Es wäre ein vorciliger Schluss, wenn man den anglikanischen Anspruch, sowohl katholisch wie protestantisch zu sein, in der Richtung einer offiziellen Annäherung an Rom ausdeuten wollte.

Wurzeln der Geschichte

Die offizielle Haltung Rom gegenüber ist im Gegenteil in den letzten acht Jahren weit kritischer geworden als sie es etwa noch zur Zeit des verstorbenen Erzbischofs von Canterbury, Temple, war.

Das Wirken John Henry Newmans und die Oxford-Bewegung des vergangenen Jahrhunderts hatten innerhalb der anglikanischen Kirche der katholischen Richtung zum Sieg über die bis dahin vorherrschenden kalvinistischen Strömungen verholfen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden die ersten kontemplativen anglikanischen Ordensgemeinschaften gegründet. Man entdeckte den katholischen Charakter der Kirche der ersten Jahrhunderte und das erforderte ein Rapprochement zu Rom und den griechisch-orthodoxen Kirchen. Die Krönungsfeierlichkeiten des vergangenen Jahres in der Westminsterabtei, deren katholische Herkunft man keineswegs verleugnete, sind ein letzter Ausläufer dieser Entwicklung.

Die Verurteilung der anglikanischen Weihen durch den Brief Leo XIII., «Apostolicae Curiae», und der Misserfolg der «Malines Conversations» nach dem ersten Weltkrieg brachten unter den Erzbischöfen Davidson und Lang eine Annäherung an die orthodoxen Kirchen mit sich. Die geheime Erkenntnis, dass der anglikanischen Kirche ein wesentlich katholisches Element noch fehlte, mag hier eine wichtige Rolle gespielt haben. So bemühte sich zum Beispiel Erzbischof Lang, die von der katholischen Kirche nicht anerkannten anglikanischen Weihen zu «korrigieren», indem er Bischöfe der altkatholischen Kirche in Utrecht zur Konsekrierung anglikanischer Bischöfe einlud.

Ähnliche Kontakte wurden auch mit anderen schismatischen Gruppen gesucht.

Die Katholiken auf dem Festland und die Katholiken in England

Langsam jedoch erkannte man, dass eine korporative Wiedervereinigung praktisch nicht zu erreichen ist. Dass diese Erkenntnis so lange brauchte, sich durchzusetzen, geht auf die Unkenntnis der geschichtlichen und theologischen anglikanischen Situation zurück, die in manchen Kreisen des Kontinents (besonders in Frankreich und Belgien) herrschte. Bei ihren katholischen Freunden auf dem Kontinent schienen viele Anglikaner ein weit grösseres Entgegenkommen zu finden als bei den englischen Katholiken selbst. Die englischen Katholiken als gerade erst anerkannte Minderheit nehmen gegenüber den Anglikanern gern die Haltung des «älteren Sohnes» ein, der darüber erbittert ist, dass der verlorene Sohn ihm, der doch schliesslich dem Vater stets die Treue gehalten hat, vorgezogen werden soll. Überdies bezeugen manche vom Anglikanismus kommende Konvertiten ihrer früheren Kirche gegenüber eine Ablehnung und unversöhnliche Schärfe, die jede Kontaktnahme erschwert. Auf dem Kontinent hingegen werden manche anglikanische Geistliche als Katholiken aufgenommen und es soll ihnen – wie eine Korrespondenz des «Tablet» erwähnt – sogar gestattet worden sein, auf Altären katholischer Kirchen die heilige Messe zu feiern. Es ist auch bekannt, dass auf dem Kontinent eine ganze Anzahl anglikanischer Laien in katholischen Kirchen die heilige Kommunion empfängt.

Zur heutigen Lage

Ein Artikel im «Tablet» (17. Juli 1954) warnt ausländische Katholiken davor, ohne Kenntnis der historischen und theologischen Situation in England das katholische Äussere des Anglikanismus für seinen Kern zu halten. Der Verfasser des Artikels, Michael Richards (der selbst Konvertit ist), hat so in eine Kontroverse eingegriffen, die seit einigen Monaten schon im «Tablet» zwischen Katholiken und anglikanischen Geistlichen der katholischen Richtung ausgetragen wird. Dabei kommt in den Zuschriften der anglikanischen Geistlichen immer wieder die Hoffnung zum Ausdruck, das päpstliche Urteil von «Apostolicae Curiae» möchte eines Tages doch revidiert werden. Der Jesuit A. A. Stephenson hat darauf erwidert, dass die Anerkennung oder Verurteilung der anglikanischen Weihen gar nicht den Hauptfragepunkt bilde; dass die Unmöglichkeit einer korporativen Wiedervereinigung sich vielmehr daraus erweise, dass in der anglikanischen Kirche teilweise keine bestimmten, teilweise formell vom katholischen Glauben abweichende protestantische Glaubensartikel verkündet würden.

Katholische Lehre und katholische Disziplin

Stephenson erachtet in diesem Zusammenhang die klare Unterscheidung von katholischer Lehre und katholischer Disziplin für äusserst wichtig. Er weiss, dass für viele englische Katholiken, denen die «Konversion Englands» ein Anliegen ist, die individuelle Konversion anglikanischer Geistlicher keine befriedigende Alternative darstellt zu der als unmöglich erkannten korporativen Wiedervereinigung. Die Geistlichen, die als Einzelne den Schritt der Konversion wagen, stehen vor fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, schon allein dadurch, dass sie ihr priesterliches Amt aufgeben müssen. Etwa zweihundert anglikanische Geistliche scheuen bekanntlich einzig aus diesen

praktischen Gründen (Familienverpflichtungen, Notwendigkeit, einen neuen Beruf zu suchen) vor der Konversion zurück. Stephenson schlägt daher vor, dass «verheiratete anglikanische Geistliche, die eine Berufung zum priesterlichen Amt zu haben glauben, zur Priesterweihe zugelassen werden sollten». Die Präzedenzfälle in dieser Richtung aus anderen Ländern erwähnt er nicht. Er beschränkt sich auf die grundsätzliche Erwägung, dass eine Kompromisslösung, die in *Glaubenfragen* ausgeschlossen sein muss, in Fragen kirchlicher *Disziplin* nicht unmöglich ist. Freilich stehen der Verwirklichung eines solchen Vorschlages in England grosse praktische Schwierigkeiten entgegen. Die Verwendung verheirateter Geistlicher in der gewöhnlichen Pfarrseelsorge dürfte an den Vorurteilen der katholischen Bevölkerung zunächst scheitern. Es bliebe aber der Ausweg, diese Geistlichen vorläufig anderwärts einzusetzen, so dass die Unterscheidung von Lehre und Disziplin doch einen grossen Schritt vorwärts bedeuten könnte – wenigstens hinsichtlich jener Teile der anglikanischen Kirche, die durch deren offiziellen neuen Kurs in immer grössere Not geraten.

Der offizielle Kurs in der anglikanischen Kirche

Wenn man sich also heute auf katholischer Seite in England um eine Annäherung bemüht und auch bestrebt ist, an die *katholischen Traditionen* des Landes anzuknüpfen, die ja weitgehend von der anglikanischen Kirche mit der Reformation übernommen wurden (wodurch die vorwiegend aus Iren und Italienern bestehende englische Kirche den Eindruck eines Fremdkörpers erweckte), so muss andererseits festgestellt werden, dass die offizielle anglikanische Richtung sich von der «katholischen» entfernt. Unter dem gegenwärtigen Primas, Dr. Fisher, ist eine Art «pan-protestantischer» Richtung im Anzug, die danach strebt, der anglikanischen Kirche innerhalb der protestantischen Gruppen ihren ökumenischen Platz zu sichern.

Drei Ereignisse verdeutlichen diese Tendenz: Das erste war eine Predigt, die Dr. Fisher 1946 in Cambridge hielt. Er forderte darin die englischen nonkonformistischen Kirchen auf, «das bischöfliche Reglement in ihr System aufzunehmen». – Das zweite war die bekannte Schaffung einer südindischen anglikanischen Kirche. Sie nahm (ohne dogmatische Einheit) verschiedene protestantische Kirchen in sich auf, die vorher kein bischöfliches Regime anerkannt hatten. Die katholisierende Richtung ist von diesem Projekt erschreckt und es hat sich herumgesprochen, dass Dr. Temple selbst kurz vor seinem Tode über das Endergebnis dieses Planes, den er selbst in seinem ersten Stadium entworfen hatte, enttäuscht war. Jedenfalls hat auch dieser Schritt der pan-protestantischen und nicht der «katholischen» Richtung gedient. – Endlich hat der heutige Erzbischof von Canterbury mit seiner offiziellen Unterstützung der antikatholischen Broschüre «Infallible Fallacies»* und seinem Segen anlässlich der letzten Massenversammlung des amerikanischen Predigers Billy Graham in London den Eindruck einer solchen pan-protestantischen Tendenz bestärkt.

Vielleicht kann man sagen, dass der vor einigen Jahren erfolgte Rücktritt des Generalsekretärs des Church of England Council for Foreign Relations, Canon Douglas, den Widerstand zu einer solchen «protestantischen ökumenischen», von Rom abseits stehenden Richtung beseitigt hat.

Endlich hat auch das Dogma der Aufnahme Marias das Seine zu dieser Trennung beigetragen, die es übrigens auch der anglikanischen Kirche ermöglicht, mit dem Anspruch aufzutreten, dass sie die katholischen Wahrheiten der Urkirche vertritt, während Rom «zur Offenbarung dazugegeben hat». Ein nicht zu unterschätzender Einfluss innerhalb des Anglikanismus ist auch der des Freimaurertums, der in den letzten Jahren stark gewachsen ist. In der Canterbury Kathedrale gibt es beispielsweise ein Freimaurerfenster, und es wird nicht verschwiegen, dass in manchen anglikanischen Kirchen, die ihre Räum-

lichkeiten für freimaurerische Zeremonien zur Verfügung stellen, das Altarkreuz vorher weggeräumt werden muss. Das englische Freimaurertum hat gewiss hauptsächlich humanitäre Züge, und nicht wie das Freimaurertum des Kontinents und Südamerikas antikatholische, aber dennoch stellt es zweifellos auch hier ein Gegengewicht zur katholischen Orientierung innerhalb des Anglikanismus dar.

Die anglo-katholische Gruppe

Die anglo-katholische Gruppe der Church of England ist über diese Entwicklung der Dinge höchst bestürzt. Ihr gehören einige der begabtesten Persönlichkeiten der anglikanischen Kirche an, Theologen wie der dem Thomismus nahestehende *E. Mascall* sowie die Mehrheit der von Oxford und Cambridge kommenden jungen Geistlichen. Die noch von Newman und Pusey stammende Wiederentdeckung des katholischen Kirchenbegriffs als Teil des ursprünglichen *Kerygma*, der Messe als Zentrum des christlichen Gottesdienstes, hat das Denken dieser Anglikaner entscheidend geformt. Sie wissen, dass die Autorität und Unfehlbarkeit der Kirche nicht getrennt werden kann und dass das Neue Testament ein Werk der Kirche ist und nicht umgekehrt die Kirche ein Abfallprodukt des Neuen Testaments. Sie wissen von der Bedeutung des mystischen Leibes Christi. Vielen fehlt die Klarheit, aus diesen Gewissheiten die letzte Konsequenz zu ziehen, wie Newman und jene, die ihm nachfolgten, dies getan haben. Überdies steht diese Gruppe unter ständigem Druck, diesen Wahrheiten (so bald sie auch nur erkannt werden) eine andere Auslegung zu geben. So wird etwa die Unfehlbarkeit nicht in ein bestimmtes Organ verlegt, sondern als «auf die ganze Kirche ausgedehnt» beschrieben. Der «Mystische Leib» wird so erklärt, dass der Begriff nicht mehr als das «Volk Gottes» besagt. Die Messe und das mit ihr verbundene opferbringende Priestertum soll ihre Gültigkeit durch die blosse Intention oder die Anerkennung einer äusserlichen Kontinuität der anglikanischen Weihen erhalten.

Das geistige Dilemma dieser Anglikaner ist gross und bedarf der Sympathie und der Gebete der Katholiken. Die kalte Ablehnung, die sie bei vielen Katholiken finden mögen, ist verständlich; andererseits vergessen die Katholiken selbst die notwendigen Unterscheidungen (im Sinne Stephenson's) in ihrer Haltung gegenüber diesen Anglikanern. Die Anweisungen des Heiligen Stuhles bezüglich ökumenischer Kontakte sind in diesem Sinne sehr präzise und verständnisvoll; sie verlangen beispielsweise nicht, wie manche Katholiken dies oft tun, eine «willkürliche Unterwerfung unter den Papst», sondern Anerkennung der Wahrheit *de primatu iurisdictionis Romani Pontificis*. Das Primat des Papstes bezieht sich, wie die Enzyklika «*Mystici Corporis*» (A. A. S. Vol. XXXV p. 223) betont, auf die rechtliche Struktur der Kirche, die zwar ein wesentliches Element des mystischen Leibes Christi darstellt; im Vergleich mit den spirituellen Gaben, die ihn bereichern und beleben, jedoch niedrigerer Ordnung ist. Das Haupt der katholischen Kirche ist immerdar, wie der Katechismus antwortet: «Jesus Christus unser Herr».

Wenn nur wenige englische Katholiken zu den Anglokatholiken die rechten Beziehungen zu finden scheinen, können letztere kaum mehr Verständnis von ihrer eigenen Kirche erwarten. Aus dieser Situation kommt das Bekenntnis des anglokatholischen Geistlichen Desmond Morse-Boycott in seiner Zuschrift an das «*Tablet*»: «Ihr Katholiken seht in uns Scheinpriester, die ein unechtes Altarssakrament anbeten; wir anglokatholischen Geistlichen jedoch betrachten uns als heimatlose römische Katholiken, mit einer Aufgabe und Verpflichtung, unsere Herden zu weiden in einem Zwischenstadium der Trennung (die ohne unsere Schuld zustande kam) von der Mutterkirche, die wir innig lieben, respektieren, und die unsere Stütze ist.»

In der anglikanischen Kirche selbst sind solche Stimmen tatsächlich heimatlos. Das offizielle Organ, die *Church Times* –

* Siehe «Orientierung» Nr. 23/24, 1953, S. 259–261.

unter weiblicher Leitung –, nimmt zwar eine «hochkirchliche» Stellung ein, der die pan-protestantische Richtung keineswegs genehm ist, die andererseits jedoch die sogenannten Papalisten innerhalb der eigenen Kirche gar nicht zu Worte kommen lässt. Von Zeit zu Zeit finden sich dort erbitterte Angriffe auf die vermeintlich «extravaganteren römischen Ansprüche», die glücklicherweise auf katholischer Seite kein derartig polemisches Gegenstück finden. Der letzte Ausbruch in der «Church Times» befasste sich mit dem Radiovortrag eines katholischen Pfarrers, P. Gordon Albion, zum Thema Evanston, in dem die katholische Haltung in keineswegs anmassender Weise klar gestellt worden war. Die Gegenüberstellung von «160 christlichen Gemeinschaften in Evanston» und der katholischen Kirche auf der andern Seite, ohne Erwähnung des besonderen Anspruchs auf Katholizität von seiten der englischen Landeskirche, reizte diese zum Widerspruch. «Die Church of England», so hiess es in diesem Leitartikel der «Church Times», «besitzt eine besondere und einzigartige Stellung in England. Sie ist keineswegs in der selben Lage wie die Gemeinschaft, die

dem Vatikan die Treue hält, oder in der Lage der nonkonformistischen Kirchen. . . Sie würde ihrem eigenen katholischen Charakter untreu sein, liesse sie sich von Rom patronisieren oder mit den Nonkonformisten verwechseln. Sie enthält in sich all die authentischen Schätze, die Rom besitzt und ist dennoch frei von den schwerwiegenden Irrtümern in der Lehre und Regierung Roms.»

Es gibt leider keinen Newman heute, der aus der Unhaltbarkeit dieser Stellung in einer grossen Bewegung für sich selbst und Gleichgesinnte die Konsequenzen ziehen würde. Nichts scheint daher so wichtig zu sein auf katholischer Seite wie die von P. Stephenson geforderte Klarstellung zwischen kirchlicher Lehre und Disziplin. Den Konzessionen auf letzterem Gebiet sollten sich die Katholiken nicht verschliessen. Im 4. Jahrhundert erreichten die Heiligen Athanasius und Hilarius mit einem ähnlichen Entgegenkommen, dass der Arianismus seine letzte Anziehungskraft verlor und klar als die Häresie erkannt wurde, die er war. Dieses historische Beispiel hat seine besondere Bedeutung für die englische Situation. Roland Hill

Amerika:

Über die Frau in den Vereinigten Staaten

Dieser Beitrag scheint uns aus dem Grunde besonders bemerkenswert, weil er von einer Frau, einer Österreicherin, stammt, die längere Zeit in USA mit soziologischen Studien zugebracht hat. Der Wandel des Frauenbildes, der drüben nur etwas rascher und intensiver vor sich geht, kündigt sich auch in Europa an. J. D.

Über «die Amerikaner» liest, hört und redet man heutzutage überall viel; fast sind sie so etwas wie eine Schicksalsmacht geworden. Über «den Amerikaner» hat man auch seine Vorstellungen: Er wird als Angehöriger einer jungen, harten Rasse von Menschen angesehen, der zu geben, aber auch zu fordern weiss; was den Rest seiner Erscheinung betrifft, so lässt sich offenbar in Europa die Ansicht nicht ausrotten, dass er irgendwo, wenigstens in einem kleinen Winkelchen seiner Seele (oder überhaupt), «wie ein Kind» sei.

Von «der Amerikanerin» weiss man nur, dass sie gut angezogen, gepflegt und von Maschinen verwöhnt ist. Im übrigen empfindet man ihr gut geschminktes Angesicht wie das einer Sphinx. Wenn man es auch nicht wahrhaben will, in ihr wird es uns deutlich, dass uns hier eine andere Zivilisationsstufe gegenübersteht, eine andere «culture», wie die Amerikaner es selbstbewusst ausdrücken.

Es ist hier nicht der Ort, das Problem dieser anderen «culture» direkt anzugehen. Die Aussagen über den Rhythmus ihres Wachstums finden sich in den Geschichtsbüchern und, in immer zunehmendem Masse, in den Schlagzeilen der Tagespressen in aller Welt.

Gehen wir lieber in medias res in der Betrachtung dieser neuen Lebensweise, welche als «culture» uns nun entgegentritt, und versuchen wir darzutun, welche Rolle in Amerika die Frau im Leben spielt.

Wie sehen die Amerikaner ihre Frauen?

Das Frauenideal hat sich in den letzten dreissig Jahren geändert: in den Zwanzigerjahren, jener brausenden Periode nach dem ersten Weltkrieg, war es der «flapper», das strahlend junge Geschöpf, das schmetterlingsgleich durchs Leben tanzte, hungrig nach Abenteuern und mit einem natürlichen Recht auf die Erfüllung seiner Begierden; heute ist es die reife Frau, die eigentlich mehr oder weniger die Geschäfte ihres Gatten leitet und dabei ihren Haushalt und die Erziehung von drei heranwachsenden Kindern wie am Schnürchen laufen lässt. Der Ruhm der Filmschauspielerin wird mitunter von dem eines weiblichen Ministers oder Gesandten verdunkelt, und die be-

rühmteste Modelldame des eleganten New York sagt im Interview, sie zöge ein Baby einem Nerzmantel vor. Selbst Marilyn Monroe, die von Profession «sexy» ist, wird von ihrer Reklameagentur als im Grunde züchtig und sogar schüchtern ausgeben!

Die Amerikanerin und ihr Beruf

Die Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten besteht aus 78 Millionen Männern und fast 80 Millionen Frauen. Von den 62 Millionen Frauen, die über 14 Jahre zählen, gehen 18 Millionen einem Berufe nach und 44 Millionen haben keine direkt bezahlte Beschäftigung.

Man kann sagen, dass die meisten aus diesem guten Drittel der arbeitsfähigen amerikanischen Frauen aus materiellen Gründen ihre Arbeit angenommen haben. Noch einfacher gesagt: sie wollen Geld verdienen; zunächst Geld, um sich selbst zu erhalten, dann auch Geld, um sich und der Familie mehr leisten zu können, Geld, um Kindern das Studium zu ermöglichen, oft aber auch Geld, um den noch studierenden Mann in den ersten Jahren der jungen Ehe zu entlasten.

Natürlich gibt es auch Frauen, die Karriere machen und auf ihrem Gebiet Besonderes leisten. Die Mehrzahl der sogenannten «career girls» aber geben ihren Ehrgeiz auf, wenn der Hafen der Ehe winkt, auch wenn sie weiter verdienen gehen müssen oder wollen. Oft kommt es allerdings dann vor, dass gerade solche Frauen nach dem dritten oder vierten Kind mit allen Kräften zu einer Karriere zurückstreben, trotz des geringen finanziellen Vorteils, den sie bei den hohen Kosten für eine dann notwendige Haushälterin und Kinderfrau davontragen.

Amerikanisches Eheideal

Hier scheint ein Sachverhalt auf, der ja keineswegs auf Amerika beschränkt ist: die Frauen und Mädchen wissen nicht oder nur sehr wenig, was Ehe und Familie bedeuten. Die Ehe ist nun aber einmal in den Vereinigten Staaten der «normale Weg». Der Begriff der freiwilligen Ehelosigkeit, der Jungfräulichkeit, fehlt in der amerikanischen Gesellschaft. Die zahlreichen Berufungen zum geistlichen Stand unter dem katholischen Teil der Bevölkerung dürfen hier nicht als Gegenargument angeführt werden. Der Prozess der Gesellschaft wird doch von Elementen getragen, die protestantisch bestimmt sind. Daher herrscht auch die Auffassung vor, dass die Ehe eine vorwiegend rationale Angelegenheit zweier Leute sei. Der Rest geht unter den Sammelnamen «romance», «thrill»

oder auch «quiet happiness». Die grosse Beachtung, die Veröffentlichungen wie dem Kinsey Report geschenkt wird, beleuchtet die Ratlosigkeit, mit der viele Amerikaner diesem Bereich gegenüberstehen. Die meist geringe Kontinuität in den Familien – es ist tatsächlich selten, dass junge Eheleute mit ihren Eltern in einem näheren als brieflichen Kontakt stehen –, ebenso die weitgehend technisierte Lebensweise haben es mit sich gebracht, dass eine tiefreichende Verfremdung zur biologischen, naturhaften Seite des Lebens eingetreten ist.

Diese Seite soll aber – und hier sind die Vereinigten Staaten im Vordertreffen – auf dem Wege der Aufklärung, der Forschung, der wissenschaftlichen Durchdringung wieder hereingeholt werden. Man fragt sich, ob eine entsprechende Grundhaltung, nämlich eine solche, die gewillt ist, derlei Ergebnisse der Erkenntnis in einen den einzelnen übersteigenden Zusammenhang einzubauen (das heisst, zu einer allgemeinen, breiten Lebensgrundlage werden zu lassen, die dem entspricht, was als «Brauch» früher bestand), in Amerika überhaupt möglich sei. Selbst wenn dies der Fall ist – und der gesellschaftliche Körper ist elastisch genug, um diesen Fall nicht auszuschliessen –, so ergeben sich doch gerade für die Gegenwart harte Zäsuren: Man kann und will nicht mehr nach dem Überkommenen leben, und vom Ersatz, der dafür ja schon überall geboten wird, weiss man, dass er kurzlebig und oft unzuverlässig ist.

Die Frau, die hier am meisten betroffen wird, leidet in Amerika gar nicht so sehr an dieser Situation. Vielmehr wirft sie sich mit aller Energie auf die Aufgaben, die sie erfüllen kann, um die Unsicherheit, die ihr erwächst, wettzumachen. Die Prosperität gerade der jetzigen Generation hat dieser Situation viel zu danken, ebenso wie der Expansionswille, der Ruf des Sicherheitsgefühls und der Energie, dessen sich die Amerikaner erfreuen.

Die Frau und das Heim

So wie der Mann heiratet, um neben einer Frau auch ein Heim zu haben, in dem er einerseits ausruhen und andererseits repräsentieren kann, so sehr strebt die Frau danach, ein solches zu schaffen.

Das amerikanische Gegenstück zur deutschen «Hausfrau» ist «homemaker». Dutzende von Haushaltsmagazinen, die spottbillig sind und deshalb auch regelmässig bezogen werden, geben direkt oder indirekt detaillierte Anweisungen für den Tageslauf und alle wünschenswerten Aktivitäten. Die Tüchtigkeit, die «efficiency», die von ihr erwartet wird, umfasst zunächst die innere Routine des Haushalts: gutgeplante Kost im Rahmen des gegebenen Budgets, welche die notwendigen Vitamine, Proteine und nicht zu viele Kalorien enthält; überlegtes Gestalten und Sauberhalten von Haus, Kleidern und Wäsche; darüber hinaus wird aber von jeder Hausfrau verlangt, dass sie

auch «Dame des Hauses» sei, die z. B. Freunde ins Haus zieht durch geschmackvolle Bewirtung, durch eine geeignete Gesprächsführung, durch die Atmosphäre der Behaglichkeit, die sie zu schaffen versteht, die Kunst «to make people feel at ease», andere Leute sich ihrer selbst in angenehmer Weise bewusst zu machen.

Die gesellschaftliche Stellung der Gattin

Der Zweck all dieser Bemühungen ist ein ganz konkreter: die Frau in Amerika hat einen grossen *aktiven Anteil am sozialen Aufstiegsprozess ihres Mannes*. Arbeitet sie sich auf der sozialen Leiter hinauf – und die Sprossen sind konkrete Dinge wie Tüchtigkeit, allgemeine Gepflegtheit, Anzahl der Freundinnen, Pelzmantel –, so steigt mit ihr der Mann. Viele grosse Betriebe interviewen, bevor sie einen Beamten bei sich einstellen, dessen Ehefrau, um zu sehen, ob von ihm Tüchtigkeit und Aufsteigen in seinem Beruf zu erwarten ist. Anders als in Europa, wo in der Regel das soziale Niveau der Familie von der Stellung des Mannes bestimmt wird, ist in Amerika der Kampf ums Dasein in ausgeprägtem Masse eine gemeinsame Angelegenheit von Mann und Frau. Dass Millionen von Frauen sich hier mit allen Kräften für den Mann einsetzen, verdient gewiss ebenso Erwähnung wie die hohe Scheidungsquote der USA.

Dieses grundsätzliche Partnerschaftsverhältnis in der Ehe bringt auch kleine Dienstleistungen der Männer für ihre Frauen mit sich, wie Geschirrwaschen, Mistausleeren usw. Solche Dinge geben noch lange keinen Grund, von einem Matriarchat in Amerika zu reden. Wohl haben die schönen Maschinen im Haushalt die Frau von der groben Arbeit, vom Schweiss des Angesichts befreit. Doch dass die Maschinen in den Haushalt – und in alle Haushalte – kamen, hängt mit dem Geheimnis der Prosperität Amerikas zusammen, nämlich dem Prinzip, alle Güter zu allen zu lenken (und es allen zu ermöglichen, sie zu kaufen). So empfängt auch die Frau ihren Wert, ihre Bedeutung von der Gesellschaft. Ja, sie soll Hervorragendes leisten, aber dem Ausserordentlichen wird für sie als Frau eigentlich kein Sinn zugebilligt. Denn von ihr wird ja die Stabilität, der sichere und sichere Bodengrund des Lebens erwartet – als Gegengewicht gegen die männlichen Leistungen des Tages. Das Bewusstsein dieses Sachverhaltes besteht in so starkem Masse, dass gelegentlich Zivilisation und Kultur einseitig mit dem definiert werden, was Frauen und Kinder wollen und brauchen. Doch besteht das Bewusstsein der Spannung zwischen der Lebenssphäre der Männer und derjenigen der Frauen. Dass man von *beiden* zu wenig weiss, wird oft ehrlich anerkannt, solange jedoch die Ganzheit des Lebensprozesses im Auge behalten wird, darf man dem guten Stern sowohl der Männer wie auch der Frauen seine Zuversicht schenken.

Dr. Hilde Rosenmayr-Schwarz, New York/Wien.

Russland:

Die Kirchen und Religionen in der Sowjetunion

Man weiss relativ wenig über das religiöse Leben in der Sowjetunion. Auf jeden Fall hat sich die Lage der Kirchen und Religionen daselbst, wenigstens so weit sie vom Staate anerkannt sind, stabilisiert. Wenn auch noch in einem beschränkten geistigen Raume, hat die Religion jetzt immerhin Lebensmöglichkeiten. Die Geistlichkeit aller Konfessionen ist nicht mehr diskriminiert. Der Beruf des Priesters und Geistlichen gilt als intellektueller Beruf und ist auch dementsprechend geschützt. Die materielle Lage der Geistlichen kann relativ als gut bezeichnet werden, desto mehr, als diese im Nebenberuf Stellungen in Staatsbetrieben bekleiden dürfen. So sind schon viele russische Dorfgeistliche gleichzeitig Buchhalter oder Kanzlei-

beamte in den Kolchosen. Die Prediger der «Freien Kirchen», wie etwa der Baptisten, sind beinahe ausnahmslos hauptberuflich Staatsangestellte.

Mit was sich die Kirchen und Religionen jedoch abfinden müssen, ist das strenge Gebot, nicht einen Schritt über das rein Religiöse und rein Kirchliche hinauszugehen. Das Gesetz verbietet den Religionsunterricht an Personen, die noch nicht 16 Jahre zählen. Aber auch ein geregelter Religionsunterricht bei Personen über 16 Jahren ist sehr schwer zu organisieren, da den Kirchen und Religionen jede Art von Vereinstätigkeit ausserhalb der rein kirchlichen und des Gottesdienstes untersagt ist. Darin ist jetzt nur insoweit eine Lockerung einge-

treten, als eine regelmässige Tätigkeit der Kirchenchöre wieder aufgenommen werden konnte. Auch das Klosterleben ist wieder legal gestattet.

Das Verbot des Religionsunterrichtes an Minderjährige lässt die *russisch-orthodoxe Kirche* so ziemlich kalt. Die allgemeine Schulpflicht wurde erst in der sowjetischen Zeit in Russland eingeführt. Und in der zaristischen Zeit wurde gerade für die überwiegende Mehrheit der russisch-orthodoxen Bevölkerung (etwa drei Viertel der Russen waren Analphabeten) ausserhalb der Schule keinerlei Religionsunterricht erteilt. Trotzdem hatte jeder Kenntnis von der Religion und wusste eingehend über alle religiösen Sitten und Gebräuche Bescheid. Es war das russische Leben selbst und das Elternhaus, die die Kinder Religion lehrten. Die Grossmütter und Mütter waren die Religionslehrer. So blieb es auch in der sowjetischen Zeit.

Die Beschränkung des Religionsunterrichtes trifft umso schwerer alle *andern Kirchen und Konfessionen* in der Sowjetunion. Die Geistlichkeit muss sich ängstlich von den Schulen, Kasernen und Gefängnissen fernhalten. Trotzdem werden beinahe alle Konfessionen – vor allem die russische pravoslave Kirche – in der sowjetischen Aussenpolitik eingesetzt. Sie nehmen auch alle an der berühmten «Friedensbewegung» teil. Der «Aussenminister» des russischen Patriarchates, Nikolaus, Metropolit von Krutizy und Kolomna (das ist der offizielle Titel des Erzbischofs von Moskau), ist sogar Mitglied des Weltfriedensrates. Es ist bezeichnend, dass beinahe ausschliesslich die ausserpolitischen Aufgaben dem Moskauer Patriarchat anvertraut werden. Wenn es gilt, mit ausländischen Kirchen und Geistlichen in Verbindung zu treten, so ist es immer das russische Patriarchat, das die fremden Gäste einlädt. So war es auch, als anglikanische und andere protestantische Geistliche nach der Sowjetunion eingeladen wurden, obwohl drei Sowjetrepubliken (Lettland, Estland und Finno-Karelien) vorwiegend lutherisch sind und es in der Sowjetunion zwei lutherische Erzbischöfe gibt. Die protestantischen Kirchen in der Sowjetunion blieben bei diesen Besuchen vollständig im Hintergrund. Es ist bezeichnend, dass der hessische Kirchenpräsident Niemöller nur in aller Stille die lutherische St. Peter und Paul-Kirche in Moskau besuchte, offiziellen Kontakt aber nur mit der Baptistischen Gemeinde in Moskau nahm, deren Gottesdienst er auch offiziell besuchte. Neben der russischen Kirche wird noch, vor allem für die arabischen Länder, die mohammedanische Geistlichkeit eingesetzt, damit sie um Sympathien für die Sowjetunion wirbt.

Auch innenpolitisch werden die Kirchen und Religionen benutzt. Man verlangt von ihnen nicht direkte kommunistische Propaganda, wohl aber «patriotische». Darunter sind auch Predigten, die zu besserer Arbeitsleistung ermahnen, zu verstehen. Dafür hat der Sowjetstaat, als eine Art Gegenleistung, die militante antireligiöse Propaganda eingestellt. Die atheistische Propaganda macht sich heute in der Sowjetunion nicht mehr bemerkbar, doch andererseits ist auch die religiöse «Propaganda» untersagt. Die Gläubigen müssen aus eigenem Antrieb zu den Religionsgemeinschaften kommen, jedes Werben ausserhalb des Gottesdienstes und der Gotteshäuser ist verboten.

Nach der Verfassung sind Kirche und Staat getrennt. Doch in Wirklichkeit sind die Religionsgemeinschaften weitgehend vom Staat abhängig. Alle Kirchen, Gotteshäuser und sonstigen den Religionsgemeinschaften gehörenden Gebäude sind Eigentum des Staates, und die Religionsgesellschaften pachten diese Gebäude, zum Teil auch die zum Kultus notwendigen Gegenstände, vom Staat. Zur Verwaltung dieses Eigentums gibt es offiziell eine Behörde, die dem Ministerrat untersteht, eine Art «Ministerium der Religionen». Das «Komitee für Religionsangelegenheiten beim Ministerrat der Sowjetunion», das eigentlich nur die gottesdienstlichen Gebäude und Geräte verwalten soll, ist in Wirklichkeit ein sehr politisches Mini-

sterium, welches die Kirchen und Religionsgemeinschaften politisch überwacht und leitet. Im Grunde genommen ist es also nur die Verbindungsstelle zwischen den Religionsgemeinschaften und der in Russland diktatorisch regierenden Partei, eine Verbindungsstelle, die eine Reihe von Zielen erreichen muss: die Religionsgemeinschaften müssen immerhin so vorsichtig behandelt werden, dass das erreichte «Gleichgewicht» nicht erschüttert wird; andererseits muss jeder Versuch der Kirche, über die Grenzen, welche die Partei gezogen hat, vorzudringen, zurückgewiesen werden; ferner besteht noch die Aufgabe, die Kirchen- und Religionsgemeinschaften in den Dienst der sowjetischen Innen- und Aussenpolitik einzuspannen.

Nach dem Wortlaut des Gesetzes kann der Staat über die gottesdienstlichen Gebäude nicht willkürlich verfügen. Sie sind an eine Religionsgesellschaft zu verpachten. Gebäude der einen Religion dürfen nicht an eine fremde Religionsgemeinschaft verpachtet werden. Bleibt ein solches Gebäude unbenutzt, so ist der Staat verpflichtet, dieses durch einen Anschlag an der Türe den Gläubigen anzubieten. Erst wenn sich nach einer bestimmten Zeit kein Pächter meldet darf der Staat dieses Gebäude profanen Zwecken zuführen oder es abreißen. Die Vergangenheit hat aber gezeigt, dass die Behörden mit diesen Schutzbestimmungen des Gesetzes mit Leichtigkeit fertig werden. Die 25 Personen, die einen solchen Pachtvertrag unterschreiben müssen, wurden einfach so lange unter Druck gesetzt oder Repressalien unterworfen, bis sie ihre Unterschrift zurückzogen. Gleichzeitig wurde die Bildung neuer Gesellschaften verhindert.

Die Kirchen- und Religionsgemeinschaften sind in jeder Beziehung vom Wohlwollen des Staates abhängig. Er gibt die Gebäude, Baumaterialien und Arbeiter, wenn gebaut werden soll; er leiht oder verkauft die Gegenstände des Kultes; er liefert das Papier und sonstiges Material für die kirchlichen Publikationen. Vom Messgewand bis zur Kerze, von der Kirche bis zur Wohnung des Geistlichen, über alles das verfügt das «Religionskomitee». Die einzelnen Kirchen und Religionen dürfen jetzt auch Lehranstalten, welche Geistliche heranbilden, unterhalten. Staatliche theologische Lehranstalten gibt es nicht. Die grossen Religionsgemeinschaften haben auch das Recht erhalten, je ein periodisches Mitteilungsblatt herauszugeben. In beschränktem Masse können sie auch Bücher, die für den Gottesdienst notwendig sind, verlegen. Das bedeutet jedoch eine neue Abhängigkeit vom Staat, denn Papier und alles, was dazu notwendig ist, müssen sie vom Staate geliefert bekommen. Oft werden diese Publikationen auch in staatlichen Druckereien hergestellt.

Immerhin besteht heute in der Sowjetunion ein gewisses Gleichgewicht zwischen den Religionsgemeinschaften und dem Staat. Notgedrungen haben auch alle Glaubensbekenntnisse das Primat und eine gewisse privilegierte Stellung der russischen orthodoxen Kirche anerkannt. Der «Patriarch von ganz Russland» tritt oft auch als Sprecher aller Religionsgemeinschaften auf.

Wenn nach aussen hin die Oberhäupter mancher Kirchen die kanonischen Titel «Patriarch» oder «Erzbischof» führen, so ist ihre wirkliche Stellung nach dem sowjetischen Religionsgesetz juristisch doch eine andere. Das sowjetische Religionsgesetz sieht als Grundlage jeder religiösen Organisation die «Gesellschaft der Gläubigen» oder eine «Gruppe der Gläubigen» vor. Eine «Gesellschaft der Gläubigen» muss gebildet werden, um ein Kultusgebäude vom Staate pachten zu können. Diese «Gesellschaft der Gläubigen» soll aus mindestens 25 Personen bestehen, welche dem Staat persönlich für die Gebühren haften. Eine solche Gesellschaft erhält dann das Gebäude in dauernde Pacht. «Gruppen der Gläubigen» können aus nur fünf Personen bestehen. Sie können aber für ihre Gottesdienste nur periodisch einen Gebetsraum mieten. Nach dem Religionsgesetz dürfen die Gläubigen «Kongresse» einberu-

fen für bestimmte Gebiete, für das Gebiet einer Bundesrepublik oder auch für die gesamte Sowjetunion. Jeder «Kongress» kann ein ständiges Vollzugskomitee mit einem Vorsitzenden wählen, das zwischen diesen Kongressen die Beschlüsse der Tagung durchzuführen hat. Jedoch muss die Staatsbehörde die Einberufung solcher Kongresse genehmigen. Im Sinne des Gesetzes ist also ein Bischof nichts anderes als der Vorsitzende des Vollzugausschusses der Gläubigen seiner Diözese, und der Patriarch von ganz Russland, Alexius, der Vorsitzende des Vollzugausschusses des Kongresses der Gläubigen der russisch-orthodoxen Kirche für die ganze Sowjetunion. Dieser Vollzugausschuss heisst nun kirchlich «Heilige Synode».

Die Zahl der verschiedenen Kirchen und Religionen in der Sowjetunion ist nicht genau bekannt. 19 Kirchen und Religionen waren auf verschiedenen Friedenskongressen vertreten. Von diesen haben jedoch nur etwa sechs von ihrem Recht Gebrauch gemacht, ein Oberhaupt für die gesamte Sowjetunion zu wählen. Bei den anderen besteht eine Organisation, welche höchstens auf die einzelnen Bundesrepubliken beschränkt ist. Viele Religionen besitzen nur einzelne Gemeinden, die nicht weiter hinauf organisiert sind.

Seine Hochheiligkeit Alexius, Patriarch von Moskau und ganz Russland, ist nicht der einzige Patriarch in der Sowjetunion. Die orthodoxe Kirche Georgiens ist offiziell von der russisch-orthodoxen Kirche unabhängig. Sie hat ihren eigenen Patriarchen. Auch an der Spitze der armenisch-gregorianischen Kirche steht ein solcher. Die Sowjetunion zählt über 130 Völkerschaften. Unter ihnen ist das russische Volk das dominierende. Die Bevölkerungszahl wird gegenwärtig auf etwa 260 Millionen Menschen geschätzt. Mindestens 100 Millionen da-

von sind Russen. Es wird sogar behauptet, dass die Russen etwas mehr als die Hälfte der Bevölkerung ausmachen. Zählt man dazu noch etwa 40 Millionen Ukrainer und nicht weniger als 10 Millionen Weissruthenen, so macht die slavische Bevölkerung der Sowjetunion mindestens 150 Millionen aus, also beinahe drei Viertel der Gesamtbevölkerung.

Die Väter der heutigen Generation dieser drei Völker gehörten offiziell alle noch der russisch-pravoslaven Kirche an. Ausserdem gehören auch die Georgier im Kaukasus, die finnischen Völker an der Wolga, die Karelen und ein Teil der Esten sowie die Moldauer (Rumänen) in Bessarabien der pravoslaven Kirche an. Heute noch schätzt man die Zahl der praktizierenden Angehörigen des pravoslaven Glaubens auf mindestens 60 bis 70 Millionen Menschen.

Die Jurisdiktion des Patriarchen Alexius erstreckt sich auf alle pravoslaven Gläubigen, nicht nur auf die Russen, sondern auf die Ukrainer, Weissruthenen, die Moldauer und die finnischen Völkerschaften, mit Ausnahme der Georgier. Die Ukrainer versuchten, eine eigene selbständige Kirche zu schaffen. Doch ebenso wie der Sowjetstaat zugunsten des Patriarchen von Moskau die dem Papst in Rom unterstehende griechisch-katholische Kirche in Galizien und der Bukowina liquidierte, ebenso verhinderte die Sowjetregierung die Entstehung einer ukrainischen pravoslaven Kirche, in der Befürchtung, dass diese zu einem Bollwerk des ukrainischen Separatismus würde. So ist das Moskauer Patriarchat, das mit Ausnahme Georgiens über die pravoslaven Kirchen der gesamten Sowjetunion herrscht, auch ein wirkungsvolles Instrument des Kremles gegen den Selbständigkeitswillen der einzelnen Völker. Über die Lage der Ukrainer ist daher noch einiges zu sagen.

Nikolaus Basseches.

Bücher

-Im Dienste der Caritas-

Wer irgendwie in der Fürsorge tätig ist, wird dankbar das «Handbuch der katholischen, geschlossenen Fürsorge» entgegennehmen, das der Schweiz. Caritasverband, Luzern, Ende 1952 herausgegeben hat. Es kommt einem wirklichen Bedürfnis entgegen. In gediegener, praktischer Ausführung bietet dieses «kleine Handbuch» (von immerhin 270 Seiten) mit dem Titel «Im Dienste der Caritas» einen Überblick über ein grosses Gebiet katholischer, fürsorglicher Tätigkeit in der Schweiz. Man ist erstaunt und tief beeindruckt über die Mannigfaltigkeit und Grosszügigkeit katholischer Fürsorge auf so ganz verschiedenen Gebieten, zumal es ja eine bekannte Tatsache ist, dass sie sich im allgemeinen nicht auf grosse, ständige Geldquellen stützen kann, sondern getragen wird vom opferfreudigen Geist der Caritas unter den Schweizerkatholiken und gar nicht denkbar wäre ohne den selbstlosen Einsatz der verschiedenen Orden, Schwesternkongregationen und anderer religiös-caritativer Fürsorgeorganisationen.

Diese «Zusammenstellung der katholisch geführten Anstalten, Heime und Institute» will praktisches Hilfsmittel sein für alle Amtsstellen, nicht zuletzt für die Pfarrämter, um sich zu orientieren, welche konkreten Möglichkeiten fürsorglicher Hilfe bestehen.

So gewährt sie in Tabellenform einen klaren, jeweils nach den Kantonen gegliederten Überblick über folgende Institutionen: Auskunftstellen (Sekretariate für verschiedenste Gebiete) – Ausbildungsstätten (für caritativ-soziale Berufe) – Erziehungsfürsorge (für Jugendliche aller Altersstufen) – Gesundheitsfürsorge (Spitäler, Heime usw.) – Wirtschaftsfürsorge (Wohnheime in Städten und Industrieorten) – Schulinstitute (Kollegien, Schulen, Institute). Jeder Abteilung ist eine kurze, erklärende Einführung beigegeben, welchen Zwecken die aufgeführten Institutionen dienen, wer dafür in Frage kommt usw.

Gleichsam als geistiges Fundament, auf dem alle angeführten Werke der Fürsorge gründen, werden im ersten Teil fünf interessante Beiträge geboten über «Geist und Gestalt der Caritas» (theologische Deutung); über «Geist der Liebe am Werk» (geschichtlicher Überblick über das Wirken des Heilig-Geist-Ordens, der wohl die erste «geschlossene Für-

sorge» schuf); über «Die geschlossene Fürsorge» (Werden und Wirken des Anstaltenwesens in der Schweiz); über «Caritas und Volkswirtschaft» (Bedeutung und Ausmass der Sorge «für die Bedürfnisse der notleidenden, unproduktiven Glieder der Volksgemeinschaft») und über «Fünfzig Jahre Caritasverband».

Es ist nur zu wünschen, dass dieses sorgfältig bearbeitete Werk weite Verbreitung findet, das – wie der Titel besagt – selber restlos «im Dienste der Caritas» steht.

J. Oe.

Eingelaufene Bücher

(Bespprechung für ausdrücklich verlangte Bücher vorbehalten)

Coudenhove-Kalergi Richard: Die europäische Mission der Frau. 43 S. Brosch. Fr. 4.95. — Der Gentleman. 28 S. Brosch. Fr. 4.35. — Mutterland Europa. 29 S. Fr. 4.35. Alle im Thomas-Verlag, Zürich. 1953.

Daniel-Rops Henri: In diesem Ring all meine Liebe (Liebe, Ehe, Kirche). Otto Müller-Verlag, Salzburg. 1953. 228 S. Ganzleinen Fr. 12.10.

Goichon A. M.: Beschauliches Leben inmitten der Welt. Bd. IV der Sammlung Licht vom Licht. Verlagsanstalt Benziger & Co., Einsiedeln. 1953. 230 S., Ln. Fr. 8.90.

Gregorianum, Indices Generales 1920—1950, Band I—XXXI. Pontificia Universitas Gregoriana. 1953. 453 S. Brosch.

Guardini / Kahlefeld / Messerschmid: Christliche Besinnung, Band 7. Werkbund-Verlag, Würzburg. 1954. 80 S. Kart. DM 3.20.

Hessen Johannes: Die Philosophie des 20. Jahrhunderts. Badersche Verlagsbuchhandlung, Rottenburg a. Neckar. 1951. 190 S. Kart. DM 6.80, geb. DM 8.80.

von Hettlingen Victor: Meine Reise um den christlichen Erdball. Verlag Gebr. J. & K. Eberle, Einsiedeln. 1953. 216 S. Leinen Fr. 9.80.

Kuehnelt-Leddihn Erik: Freiheit oder Gleichheit? Die Schicksalsfrage des Abendlandes. Otto Müller-Verlag, Salzburg. 1953. 627 S. Ganzleinen. Fr. 18.40.

Neuerscheinung vom Autor des «Naturrechts»

JOHANNES MESSNER

Kulturethik

mit Grundlegung durch Prinzipienethik
und Persönlichkeitsethik

684 Seiten, Leinen, Format 15,5 x 23,5 cm
6S 190.—, DM 38.—, s.Fr. 38.—

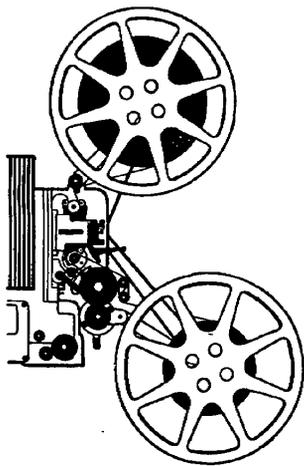
Der Soziologe Prof. Messner hat auf Grund der Ergebnisse der Erfahrungswissenschaften und dank eingehender Kenntnis der angelsächsischen Literatur ein Werk geschaffen, das zum erstenmal eine auf der Prinzipienethik und der Persönlichkeitsethik aufgebaute und in Neuland vorstossende Kulturethik bietet.

Durch jede Buchhandlung

TYROLIA-VERLAG Innsbruck - Wien - München



Die beste Empfehlung
Stets grosser Mitgliederzuwachs
Christlichsoziale Kranken-
u. Unfallkasse der Schweiz



Höchste Leistung!

Gut stehendes Bild
kein Flimmern
Regulierbare Tonoptik
für Schwarzweiss und
Farbenfilm

Niedriger Preis!

Durch Direktverkauf
ab Generalvertretung:
R. Bader, Grüngasse 8
Zürich 4, Tel. 051/25 67 53

DUCATI KINOPROJEKTOR

für 16 mm Ton- und Stummfilm

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Telefon (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 11.60; halbjährl. Fr. 6.—, Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—, Bestellungen durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218.505. - Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Kemper Verlag, Heidelberg, Postfach 474, Postcheckkonto Karlsruhe 78739. Jährl. DM 11.60; halbjährl. DM 6.—, Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. - Dänemark: Jährl. Kr. 22.—, Einzahlungen an P. J. Säubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. - Frankreich: Jährl. f.Fr. 680.—, Bestellungen durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. - Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—, Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. - Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—.

Schweizerische Spar- & Kreditbank

St. Gallen Zürich Basel Genf

Appenzell . Au . Brig . Fribourg . Martigny
Olten . Rorschach . Schwyz . Sierre

Kassa-Obligationen

Spareinlagen (gesetzlich privilegiert)

Alle Bankgeschäfte diskret und zuverlässig



Neuer Besitzer
Neue Leitung

Obw. 750 m ü.M. Gediegen renoviert. Ruhige Lage. Herrliche Sicht. Waldreiche Umgebung. Heimeliges Familienhotel. Säle für Hochzeits- und Vereinsanlässe. Vorzügliche Küche. Zimmer mit fl. W. und Balkon. Bewusst betonte Heimeligkeit. Devise: Erholung für Körper und Seele! — Tagespauschal ab Fr. 14.50.
Tel. (041) 85 15 12. Nünalphorn AG.

BURCH - KORRODI

JUWELIER SWB BAHNHOFSTRASSE 44 ZÜRICH TEL. 23 72 43

Schmuck - Tafelsilber - kirchl. Geräte

VERBILLIGTE BÜCHER

Hans Urs von Balthasar, Prometheus, Studien zur Geschichte des deutschen Idealismus. 2. Aufl. 735 S. Hln.	DM 4.80
Eugen Biser, Das Christusgeheimnis der Sakramente. 150 Seiten, Kart.	DM 2.90
Léon Bloy, Briefe an seine Braut. Uebersetzt und eingeleitet von Karl Pfleger. 5. Aufl. 210 Seiten, Ln.	DM 6.80
Alois Dempf, Christliche Staatsphilosophie in Spanien. 169 Seiten, Ln.	DM 3.80
Heinrich Seuse Denifle, Das geistliche Leben. Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts. Mit alten Holzschnitten. 512 Seiten, Hln.	DM 8.50
Karl Dörner, Entdeckungsfahrten in die Wunderwelt der hl. Messe. 181 Seiten, Hln.	DM 5.80
Macht Euch bereit. Lesungen zur Vorbereitung auf die erste hl. Kommunion. 4. Aufl. 93 S. Hln.	DM 2.80

Katalog «Verbilligte Bücher» kostenlos

BUCH UND PRESSE, Versandbuchhandlung, Heidelberg O, Schliessfach 140

Photoapparate - Reparaturen

O. BUSCH Spezialwerkstätte für Photo-
reparaturen u. Feinmechanik

Zürich 1 — Rennweg 20 — Telefon (051) 27 90 04

Jetzt Revisionen und Synchronisationen!

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich